



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Lauchstädt : eine Modebad vor hundert Jahren.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Heranwachsen des Conflicts zwischen Hadrian und dem Jünglinge, mit immerlicher, die tragische Wirkung erhöhender Ironie die trügerische Geschäftigkeit des Isispriesters Sonchis dargestellt, welchem alle Leiden und Zweifel des Gebieters nur zum Sporn werden, den Gebrochnen, Hilflosen endlich doch zu umgarnen. Man begreift sehr gut, daß diese Dichtung nicht populär werden kann, aber wenn es sich um letzte Wägung des innersten Vermögens unsers Dichters und seines Werthes für die deutsche Literatur handelt, so wird dieselbe immer schwer ins Gewicht fallen.

Ob es dem Dichter gegönnt sein wird, die Vorzüge, die wir an „Hans Lange“ und an „Hadrian“ rühmen, jemals in einem seiner Natur gemäßen und dem Verständniß der Massen nächstehenden Stoff vereint zu erproben, müssen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls reicht das hier gesagte aus, um die Meinung derer, welche Heise auf die Specialität der Novelle einschränken möchten, für den wirklich Antheil nehmenden völlig zu widerlegen. Denn wie man auch über den endgiltigen dramatischen oder gar den theatralischen Werth der Heis'schen Dramen denken möge, es bleibt eben gewiß, daß der Dichter in ihnen ein bedeutendes Stück seines Empfindens und seiner Welterfassung gegeben hat, welche in der Form der Novelle in Prosa und in Versen nicht darzustellen gewesen wären. Und so mag er in Bezug auf sein Verhältniß zur Bühne mit Janfen, dem Helden des Romans „Im Paradiese“ gedacht haben: „Ob wir eine Zeit erleben, in welcher die Künste, die bisher wie Bucherblumen auf Ruinen geblüht, nun auch die regelten, wohnlichen und gesunden Mauern der neuen Staatengebäude mit ihrem immergrünen Laube schmücken? Wer kann es sagen! Die Menschheit lebt rasch in diesen Tagen. Einstweilen thue Jeder das Seine!“



Lauchstädt.

Ein Modebad vor hundert Jahren.



Lauchstädt? Lauchstädt? — Wo hab' ich, fragst du, den Namen doch gehört? Ist mir doch, als schwirte mir ein altes Lied im Ohre: — — — aus Lauch- | städt hab' ich getroffen auch — schon recht, nicht bloß gehört, gesungen habe ich den Namen, vor dreißig oder mehr Jahren als Student an der Commerstafel in dem ausgelassenen Bummelliede, das durch seine komischen „Binnenreime“ sich auszeichnete und mit den Worten begann:

Zwanzig Jahr in Constantin-
opel ich gewesen bin,
Allwo ich mit den Janitsch-
aren saß auf einer Pritsch'.

Da hieß es dann weiter:

Einen guten Freund aus Lauch-
städt hab' ich getroffen auch,
Welcher war beim Consul Dol-
metzcher und befand sich wol.

So ist es, lieber Leser. Aus unsern heutigen Commercibüchern ist das Lied freilich, wie so viele, an denen frühere Generationen sich erheitert, ausgemerzt — aus traurigem Unverstand. Denn durch diese beiden Zeilen allein, so albern sie klingen, huscht ein Schatten von einem der glänzendsten Bilder des deutschen Geisteslebens, wenn man sie recht zu lesen versteht. Nicht daß die Wiege des „guten Freundes“ in Lauchstädt gestanden hätte, wohl aber war das Band der Freundschaft in Lauchstädt geknüpft worden, und es war eine fidele Studentenfreundschaft, und der das wunderliche Lied zuerst gesungen, war gewiß ein lustiger Student von Halle, und so werden wir mit einem Schlage um achtzig Jahre zurückversetzt in jene kurze, schöne Spanne Zeit, wo die Blüthe des kleinen Lauchstädter Bades mit der Blüthe des weimariischen Theaters und der hallischen Universität zusammenfiel, wo allsommerlich eine auserlesne, fröhliche und geistig angeregte Gesellschaft von Weimar, Halle, Merseburg und Leipzig sich in Lauchstädt zusammenfand und wo an schönen Sommersonntagen die hallische Studentenschaft in hellen Haufen nach Lauchstädt zog, um in das bunte Treiben der frohen Badegesellschaft sich zu mischen. *Tempi passati!*

Von Merseburg aus gelangt man zu Fuße in zwei Morgenstunden auf ebner, staubiger Landstraße zwischen Rüben- und Getreidefeldern über Knappdorf und Wiendorf nach Lauchstädt*). In fünf Minuten hat man die erträglich gepflasterte, saubere, aber stille und menschenleere Gasse, die in ihrem letzten Theile sich marktplatzartig erweitert, durchschritten, hat mit Kopfschütteln die lockenden Schilder der Gasthäuser gezählt, deren Wirthe wohl in vergangenen bessern Zeiten hier ihre Rechnung fanden, heute aber vor langer Weile wohl manchmal selber zu einander zu Gäste gehen möchten, biegt nun links von dem Kirchlein in einen kleinen parkartigen Bezirk ein, mit einem Teiche, prachtvollen alten Linden und Kastanien, fünf oder sechs Häusern und Häuschen in nüchternem Zopfstil, und steht nach abermals fünf Minuten, wehmüthig lächelnd, wieder am Felde,

*) „1 mal tägl. Post nach dem 11 Kil. entfernten Schwefelbade Lauchstädt“ — mit dieser fahlen Zeile ist das Städtchen in Baedekers „Mittel- und Norddeutschland“ (19. Aufl. 1880) jetzt abgethan.

an der staubigen Straße, die weiter nach Schafstädt führt. Das also ist Lauchstädt, das schöne, vielgepriesne Lauchstädt!

Hier unter dieser Kastanienallee promenirten ehemals plaudernde Gruppen von Herren und Damen, die Herren reich gepudert, mit langem, feingefältem Spizenkräusel und Spitzenmanchetten, die porzellanene Tabatière zwischen den Fingern drehend, die Damen kunstvoll geschminkt, in Keisröcken und hohen Hackenschuhen, kokett mit dem Fächer spielend; mit tiefen Verbeugungen, die Hand mit dem Hüte weit nach hinten schwenkend, grüßten sie an einander vorüber. Dort am Brunnenhäuschen schlürften sie Kaffee und Limonade, im Assembléehause erlustirten sie sich am Billard oder anderer anständiger Kurzweil. Hier im Pavillon saßen die alten Herren am Spieltische und sprangen so leichtfertig mit dem Gelde um, daß wohl die Magd des andern Tages die Goldstücke im Rehricht fand; andre vertiefen sich in die „Leipziger Zeitung“ oder erzählten einander lustige Abenteuer. Dort strich junges, verliebtes Volk neugierig und begehrlieh um die Krambuden, in denen die Handelsleute von Merseburg ihre Herrlichkeiten zum Verkaufe ausgebreitet hatten: süßes Confect und feine Liqueure, galante Gedichte, Romane und Kupferstiche, zierliche Glas- und Porzellangefäße, seidne, mit Blumen bemalte Bänder und Schuhe. Des Nachmittags kamen vom Rathskeller her Studententrupps, im engen Kollet, mit Kanonen und riesigen Sporen, den großen Hut mit bunter Kokarde geschmückt, und foppten die feine Gesellschaft, indem sie, je drei oder vier Arm in Arm, singend und lärmend, mit der Heßpeitsche knallend und den Rauch des gelben Knasters von Apolda in die Luft wirbelnd durch die ambradustenden Damen sich drängten. Dort hinüber aber nach dem bescheiden kleinen Hause wallfahrtete um die Vesperstunde die ganze bunte Gesellschaft, Alt und Jung, Cavaliere und Professoren, Bürgerleute und Studiosi, um — das Schauspiel zu sehen: dies kleine, unscheinbare Haus ist das in der Geschichte der deutschen Schaubühne so viel genannte und gefeierte Lauchstädter Theater!

Und heute? Ist es denn nicht wieder zur schönen Sommerszeit wie damals? Stehen nicht dieselben Linden und Kastanien noch um den Teich und sind sie nicht um vieles größer und prächtiger und schattiger geworden? Ist dies Fleckchen Erde nicht dieselbe erquickende Dase wie vor hundert Jahren? Ja, die Natur, die ewig keimende, ist dieselbe geblieben, aber die Menschen haben sich verwandelt, und das Werk ihrer Hände ist alt geworden. Schmetterten nicht die Vögel in den Zweigen, es würde ringsum Todtenstille herrschen. Verödet und geschlossen stehen die verwitterten Kramläden mit ihrem dürftigen, schwächtigen Laubengange. Im Pavillon liegt tiefer Schmutz, und die Spinnweben hängen um die Fenster. Von der gewölbten Decke des Theaters, einst mit weißer Leinwand ausgespannt, auf der gemalte Blumengewinde sich herumzogen, starren die rohen Balken herab,

und die ganze Erinnerung an die große Lauchstädter Goethe- und Schillerzeit sind die zu beiden Seiten der Bühne gemalten Standbilder der Dichter, wohl das Werk eines Lauchstädter Apelles, ein Sammer anzusehen. Aus dem alten Küchenhause tritt ein Mädchen mit dem Eimer; sie geht zum Brunnen und blickt sich verwundert nach dem Fremden um, der mit dem Buche in der Hand, das Opernglas am Riemen den Kiesweg entlang schlendert. Sie kann nicht begreifen, was er hier sehen will, hier, wo es nichts, gar nichts zu sehen giebt. Dort am Badehause, an den feuchtgrünen, geborstnen Steinstufen, spielen still für sich ein paar Kinder im Sande. Sonst keine Menschenseele zu sehen und zu hören.

Welche Bedeutung Lauchstädt in seiner Glanzperiode gehabt hat, wird einem recht zu Gemüthe geführt, wenn man die reiche Badeliteratur des Vortrens aus dem vorigen und noch aus diesem Jahrhundert überblickt. S. F. Krieg zählt in seinem Schriftchen „Bad Lauchstädt sonst und jetzt“ (Merseburg, 1848), dem fleißigsten, geist- und geschmackvollsten Büchlein, welches wohl je über Lauchstädt erschienen ist, allein aus dem 18. Jahrhundert, aus den Jahren 1717 bis 1790 neun,*) aus späterer Zeit, von 1802 bis 1844 drei Schriften über Lauchstädt auf, nicht gerechnet die novellistische Erzeugnisse, deren Hintergrund das lauchstädtische BADELEBEN bildet — eine förmliche kleine Bibliothek also. Bequem läßt sich die Geschichte des Städtchens und seines Bades an der Hand dieser Literatur verfolgen. Es ist ein „Lebenslauf in auf- und absteigender Linie.“

Lauchstädt, schon im 10. Jahrhundert genannt, gehörte seit der Mitte des 15. Jahrhunderts zum Hochstift Merseburg. Geht man von der Kirche aus am

*) Diese ältern, heute zum Theil große literarische Seltenheiten, sind folgende: 1. Des Lauchstädter Sauerbrunnens Art und Wirkung kürzlich doch gründlich entworfen Von Joh. Frid. Reineccio (o. D. u. F.), 1717 erschienen. 2. Kurze doch zulängliche Beschreibung, Von Dem zu Lauchstädt Vor etlichen Jahren bekannt gewordenen Gesund- oder Sauer-Brunnen Von David (unter der Vorrede: Daniel) Friedeln. Naumburg, o. J. (1719). 3. Chr. A. Lichtenhahns Inauguraldissertation: De fontibus medicatis Lauchstadiensibus. Halae 1723. 4. Friedrich Hoffmanns Kurzer doch gründlicher Bericht Von Der herrlichen Krafft Des Lauchstädter Martialischen Gesund-Brunnens. Halle, 1724. 5. Bethesda portuosa, Das Hülfreiche Wasser zum Langen Leben Insonderheit In dem Lauchstädter Brunnen bey Merseburg von Joh. Friedrich Hendel. Freiberg und Leipzig, 1726. (in zweiter, mit Zusätzen vermehrter Auflage erschienen in Leipzig und Halle, 1746). 6. Die Natur und Wirkung des Mineralischen Wassers zu Lauchstädt. Von Daniel Gottfried Frenzel. Halle, 1768. 7. Abhandlung über die Natur, den Nutzen und Gebrauch des Gesundbrunnens zu Lauchstädt, kürzlich entworfen von Christ. Gotth. Barth. Leipzig, 1768. 8. Lauchstädt, ein kleines Gemälde. Ein Pendant zum dritten Bande der neuen Reisebemerkungen in und über Deutschland. o. D. 1787. 9. Der Gesundbrunnen und das Bad zu Lauchstädt; historisch, physikalisch, chemisch und medicinisch beschrieben von Johann Ernst Andreas Koch. Leipzig, 1790. Mit Ausnahme von 3 und 8 haben sie dem Verfasser dieses Aufsatzes sämmtlich im Original vorgelegen.

Schlößchen hin, so kommt man zuletzt an den ältesten Theil desselben, das sogenannte Schiefergebäude, welches Bischof Johannes von Werder 1462 zur Aufnahme des bischöflichen Zinsgetreides erbauen ließ. Nicht 1464, wie überall gedruckt ist; die Inschrift, welche die Erbauung meldet, ist mit der Jahreszahl (mccccxii) im Hofe an einem Eckstein des Hauses noch wohl erhalten. Das eigentliche Schlößchen — man mache sich keine falsche Vorstellung, es ist ein kleines Gutsgebäude — wurde 1536 von Bischof Sigismund von Lindenau vollendet, wie abermals eine mit dem lindenauischen Wappen geschmückte Inschrift am Erker über der im Hofe liegenden Hauptthür erzählt. Nach der Säkularisation des Hochstifts, 1561, wurde es von mehreren Mitgliedern der Sachsen-Merseburgschen Herzogsfamilie bewohnt. Im Laufe des dreißigjährigen Krieges gänzlich verwüstet, so daß es „mehr von Wölfen, Eulen und dergleichen Unflath denn von Menschen bewohnt“ schien, ließ es Herzog Christian II. wieder erneuern und überwies es zum Wohnsitz seinem Sohne Philipp, der 1690 als braunschweigischer Oberst bei Fleurus blieb. Aus jener Zeit stammt wohl die bemalte Zimmerthür im Erdgeschos, welche die jetzige freundliche Besitzerin den Fremden zu besichtigen einlädt und welche auf der einen Seite in der obern Füllung einen Kriegermann und einen Rechtsgelehrten mit der Wage zeigt, darunter die Worte: Unum nihil, duos plurimum posse, in der untern Füllung einen Löwen von allerhand kleinem Gethier geneckt, mit der Unterschrift: Temeritas, auf der andern Seite in der obern Füllung zwei feuernde Kanonen, darunter: Neutra timet, während die untre Füllung hier überstrichen ist. Durch die Drangsale des Krieges und durch öftere Feuersbrünste verarmte und verödete die Stadt, bis mit der Entdeckung und dem Bekanntwerden der Mineralquelle eine glücklichere, ja eine glänzende Zeit für sie anbrach.

Es war ein außerordentliches Glück, daß das Loos der Lauchstädter Quelle in die Hand eines der berühmtesten Aerzte und zugleich des größten Kenners auf dem Gebiete der Pharmakodynamik der Mineralwässer gelegt wurde. Prof. Friedrich Hoffmann, der erste Lehrer der Arzneikunde an der 1693 gegründeten Universität Halle, der ärztliche Berather vieler deutscher Fürsten und der Verfasser epochemachender Schriften zur Heilquellenlehre, war es, der auf die Quelle aufmerksam gemacht wurde und ein günstiges Urtheil über sie abgab.

Als zu Ende des 17. Jahrhunderts, heißt es, der Zwingergaben so voll von Schlamm gewesen sei, daß in den Fischkästen, die einige Einwohner darin stehen hatten, sich keine Fische mehr hielten, da sei der Amtschöpfer Edeling darauf verfallen, in seinem in der Nähe befindlichen Garten, wo sich eine Quelle befand, einen Fischhalter graben zu lassen. Da er aber zu seiner Verwunderung gesehen, daß die hineingesetzten Fische nach kurzer Zeit abstanden, so habe er den

Halter wieder zuschütten lassen. Die Quelle habe sich jedoch bald wieder einen Weg und Abfluß geöffnet. Nach einiger Zeit erfuhr Professor Hoffman von der Sache. „Als ich — erzählt dieser selbst 1724 in seinem „Kurzen doch gründlichen Bericht“ — vor mehr als zwanzig Jahren den Herrn Amts-Schöpfer Edlinger zu Lauchstädt einzmahls besuchte, und wir nach eingenommener Mittags-Mahlzeit in seinem Garten spazieren gingen, ward ich eines kleinen durch denselben fließenden Bachs gewahr, welcher in den Graben überall eine gelbe Erde angeleget, und schloß daraus, daß das Wasser was eisenhaftes bey sich führen müßte. Ich ließ mir daher solches zu probiren ein Glas bringen, schöpfte davon und sahe, daß es ein wenig trübe war, und als ich solches kostete, verspürte ich einen martialischen und etwas vitriolischen Geschmack. Endlich streute ich gepulverte Galläpfel hinein und ward gewahr, daß es eine Purpur-Farbe davon annahm. Da ich nun dieses sahe, ließ ich mich vernehmen, daß es ein gesund Wasser sey, welches in vielen sonderlich langwierigen Krankheiten, als Fiebern, Geschwulst, Bleichsucht bey den Frauenzimmer u. insonderheit aber äußerlich als ein Bad, zu Stärkung der schwachen Glieder, mit nicht geringem Nutzen würde können gebrauchet werden.“ Der Besitzer des Gartens empfahl hierauf das Wasser unter der Hand einigen Einwohnern des Orts und Leuten aus der Nachbarschaft, „die mit dergleichen Art Krankheiten behaftet waren. Da nun diese erwünschte Wirkung und Besserung dadurch erhielten, so priesen sie dasselbe wiederum andern an, und recommendirten solches immer weiter und weiter, also daß sich nicht allein viel Krancke dabei einfunden, sondern auch dasselbe häufig über Land in Tässern an auswärtige Dexter abgehohlet wurde.“ Da Hoffmann 1708 von Halle nach Berlin berufen wurde, so geschah zunächst nichts weiter in der Sache, obwohl sich „der Ruff von diesem Brunnen immer weiter und weiter ausbreitete, und die Frequenz bey demselben stärker anwuchs.“ Nachdem aber dem fürstlichen Leib-medicus in Merseburg, Dr. Strauß, eine Probe des Wassers vorgelegt worden war, und dieser Hoffmanns Urtheil bestätigte, ließ 1710 die verwitwete Herzogin von Sachsen-Merseburg, Erdmuthе Dorothee, die Quelle fassen, ein hölzernes Häuschen darüber bauen und zwei Linden davor pflanzen. Unter der Regierung des Herzogs Moritz Wilhelm wurde dann 1714 der Brunnen auf herzoglichen Befehl durch eine Commission von Ärzten und Bauverständigen untersucht, und auf deren Bericht einige Verbesserungen in der Fassung und dem Schutz der Quelle vorgenommen, ein vereidigter Brunnenmeister angestellt und ein Arzt aus Merseburg, Dr. J. F. Reineccius mit einem kleinen Gehalte und freier Wohnung auf dem herzoglichen Schlosse als erster Brunnenmedicus berufen, mit dem Auftrage, „die nach Lauchstädt kommende Patienten mit nöthigen Unterricht zu rechtmäßigem Gebrauch des alldar befindlichen Sauerbrunnens zu versorgen und anzuweisen.“

Die Ergebnisse seiner Beobachtungen, eine Reihe gerichtlich beglaubigter Curatteste und eine Anzahl von Regeln für Badegäste, veröffentlichte er 1717 in einem Büchlein, welches das früheste schriftliche Zeugniß über das Bad Saachstädt, übrigens um seines praktischen, für alle Taschenliteratur auch heute noch nachahmenswerthen Formates willen merkwürdig ist: es ist 16 Centimeter hoch und — $6\frac{1}{2}$ Centimeter breit. Somit war denn die Aufnahme Saachstädt's unter die anerkannten Curorte auch literarisch bekräftigt, und es war zu erwarten, daß sein Ruf von nun an sich mit jedem Jahre schneller ausbreiten und befestigen werde. Hatte doch Reineccius die Frage „gegen was vor Affectus dieses Brunnen-Wasser dienlich und hülfreich seyn möge“, kurz und bündig dahin beantwortet, „daß es in allen denen Krankheiten, darinne die bewerthesten Sauerbrunnen, als der Egrische, Schwalbacher, Pyramonter Brunnen ihre Güte und Krafft erwiesen, nicht geringeren Nutzen schaffen könne und werde.“

Freilich waren die Einrichtungen des Bades anfangs und noch Jahrzehnte nach seiner Eröffnung sehr unzulänglich. Wie aus den ältern Beschreibungen ersichtlich ist, wurde die Quelle von Anfang an ebenso zum Trinken wie zum Baden benutzt. Getrunken wurde am Brunnen selbst, zum Baden aber mußte das Wasser in die Wohnungen der Curgäste gefahren werden. Man hatte daher, um die nöthigen Wassermengen anzusammeln, ursprünglich einige große Fässer, später eichene Tröge vor dem Brunnen angebracht, in die das Wasser geleitet wurde. Für die Badevorrichtung mußte jeder selber sorgen, der Badegäste in seiner Wohnung aufnehmen wollte. Von dieser Vorrichtung giebt noch Dr. Frenzel 1768 folgende umständliche Beschreibung.

Von dem zu einem Bade nöthigen Wasser wurde ein Drittel in einem Kessel gekocht; inzwischen wurden die andern zwei Drittheile kalt in die hölzerne Badewanne getragen, die so hoch sein mußte, „daß der obere Rand die Schultern desjenigen decket, der in der Wanne sitzen soll.“ Nachdem dann soviel heißes Wasser zu dem kalten gegossen war, „als nöthig ist, dasselbe so weit zu erwärmen, daß eine gesunde Hand weder von dem warmen noch kalten einige Empfindung hat,“ so wurde „ein großer Schwamm, Kranz oder mit Stroh ausgefülltes, leinenes Küssen“ ins Wasser gelegt, worauf der Badende sich zu setzen hatte. Darauf bestieg der Kranke, entweder mit sammt dem Hemd oder auch, weil dieses „von der Eisenerde rothgelb gefärbet und zu weiterem Gebrauch untüchtig“ ward, nackt die Wanne, in letztem Falle in einen dicken wollenen Bademantel gehüllt, der außerhalb der Wanne über den Schultern hängen blieb. Nun wurde ein Deckel über die Wanne geschoben, „so daß derselbe die Brust bedecket, und also nichts als der Hals und Kopf sichtbar bleibet. Da aber demohngeachtet noch Desnung genug seyn wird, daß der Dunst vom Wasser durchstreichen kann, wodurch das

Wasser schwächer und kühler wird, zu geschweigen, daß der Schwefeldunst durch seinen Geruch Kopfschmerzen verursacht, so ist noch nöthig, um den Hals ein starkes Tuch zu legen, und dadurch die Oefnungen noch mehr zu verschließen, worzu der Bademantel schon etwas beyträgt.“ Nachdem man eine halbe Stunde bis eine Stunde im Bade zugebracht, wurde der Deckel abgezogen, man ließ im Aufstehen das nasse Hemd fallen, wurde sofort „mit einem ausgewärmten Tuche bedeckt, wohl abgetrocknet und in ein wohl ausgewärmtes, trockenes Hemde gekleidet, und in ein ausgewärmtes Bette gebracht. Dieses gehet aber niemals, auch im warmen Zimmer, ohne eine widrige kalte Empfindung ab, weil der Leib, der erwärmt und feucht ist, wenn er zweymal entblößet wird und die Bewegung derer Helfenden die Luft in Bewegung setzet, allemal einen kalten Wind fühlet. Vor dieser Beschwerde sind diejenigen gesichert, welche ohne ein Hemde sich mit einem Mantel bekleidet in das Wasser setzen, diesen Mantel auferhalb der Wanne und über den Deckel lassen, also denselben trocken erhalten.“ Dieser Mantel fiel beim Aufstehen von selbst wieder über den Körper, und so eingehüllt begab man sich rasch ins Bett, nachdem die Füße abgetrocknet waren. „Die Kosten, welche der Mantel macht, werden durch die Ersparung zweyer Hemden und des Tuches zum Abtrocknen ersetzt, welche drey Stücke von dem Eisen gänzlich verderbet werden.“

So fehlte es denn anfangs, wie Dr. Friedel in seiner 1719 erschienenen „Beschreibung“ des Lauchstädter Brunnens sagt, nicht an Leuten, „welche theils von allen Bädern und überhaupt spöttlich reden“, theils „aus Meid, Hartnäckigkeit, Privat-Interesse, Hochmuth und Unverstand, sich wieder auffnahme dieses edlen Brunnens gesetzt oder nicht vor zulänglich gehalten, zumahl da wir ihn nahe und im Lande haben.“ Dennoch wuchs, gewiß zum Theil eben insolge der kräftigen Reclame Friedels, der übrigens nicht versäumt, bei jeder nur erdenklichen Gelegenheit bald seine „Magen-Essenz“ oder seine „Laxier-Pillen“, bald seine „Nüßl-Tinctur“, sein „Biebergeil-Elixier“, seine „Praeservativ-Haupt- und Fluß-Pillen“ und seinen „Gelben Universal-Spiritus“ anzupreisen, der Besuch des Bades derart, daß, wie Dr. Henckel mittheilt, man schon in den Jahren 1723—1725 „jährlich zu 140. biß zu 163. fremde Patienten als rechte Bade-Gäste allda gehabt und bedient, diejenigen nicht mit gerechnet, die dabey wohnen, und manchmahl auff der geschwinden Post ein Maul voll mitnehmen, auch wohl Faß-weise verführen lassen.“ Die Liste von 1723 zählt außer den zum Gefolge und zur Dienerschaft gehörigen Personen 136 Namen auf, darunter zahlreiche adliche und selbst fürstliche Personen, wie die Erbprinzessin von Warby, die Prinzessin Henriette von Anhalt-Dessau u. a. Von der heutigen Kunst, die Fremdenlisten durch die Namen aller einzelnen Familienmitglieder zu verlängern, machte man damals noch keinen Gebrauch. Bei geringen Leuten vollends

kam es auf Namen und Personenzahl gar nicht an; „zwei Südinnen aus Halberstadt“, „vier Bauerweiber aus Hadersleben“ bilden in der Liste von 1723 je eine Nummer.

Im Jahre 1726 erschien eine Schrift über Lauchstädt, die jedenfalls außerordentlich zur Verbreitung seines Rufes beitrug, das mit einem halb bild- halb landkartenartigen Plane von Lauchstädt und Umgegend geschmückte Büchlein des kursächsischen Land-, Berg- und Stadtphysicus in Freiberg Dr. S. F. Hendel: *Bethesda portuosa*. Das Schriftchen ist eins der originellsten Erzeugnisse unter der reichen balneologischen Literatur des vorigen Jahrhunderts. Der Verfasser war für seine Zeit ein höchst aufgeklärter und ehrlicher Arzt, und da er überdies schreibt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, in schlichtem Deutsch, ohne all die garstige Verbrämung mit lateinischen und französischen Brocken und Phrasen, wie sie selbst unsre populärwissenschaftliche Literatur bis tief ins 18. Jahrhundert herein liebte, dazu mit gutem, oft derbem Humor, der sich gelegentlich selbst zu einem etwas burlesken Tone versteigt, so wird es ihm nicht an entgegenkommenden Lesern gefehlt haben, die sich die trefflichen Lehren des Verfassers zu Nutzen machten. Einige Stellen daraus mögen als ergötzliche Proben aus der Badeliteratur jener Zeit überhaupt dienen.

Gleich in der Vorrede verspottet Hendel die Unsitte seiner Zeit, die Bücher mit allerhand gelehrten Citaten auszuputzen und räumlich und zeitlich entlegne Dinge, die nicht zur Sache gehören, heranzuziehen. „Was gehen uns die aquae Sextiae Velleji oder die Sinesenses Taciti an? Was haben wir mit denen Bädern zu Ofen und Dlonitz zu thun? Heute zu Tage, da man das loquere, ut te videam in acht nehmen muß, geht es nicht mehr an, sich hinter die Bücher zu verstecken, oder aus dem alten Krahm was zusammen zu tragen; sondern die gescheide Welt will auff Sachen gewiesen seyn, und die müssen wir uns nicht nur einbilden, sondern auch sehen, nicht nur sehen, sondern auch zu gebrauchen Gelegenheit haben.“ Als Arzt, meint er, sollte er eigentlich „die Bäder heruntermachen und nur alleine seine Sieben-Sachen oder berühmter Männer rare Arzneien auf den Platz bringen,“ aber er schreibe in der Ueberzeugung, daß die Wirkung der Arzneien doch ihre Grenze habe und „endlich ein gehöriges Bad die Ehre der Medicin retten“ müsse. Ein gutes Bad aber brauche man nicht immer in weiter Ferne zu suchen. Zwar wolle er nicht „alle Koch- und Wasch-Wasser zu Gesundbrunnen machen;“ aber die Güte und Gesundheit eines Wassers liege viel mehr in der höchsten Reinigkeit, um nicht zu sagen Flüchtigkeit, Geistlichkeit und dgl., „weil man sich mit sothanan Ausdrücken und Lob-Sprüchen einen Beweis übern Hals ziehet, den man heute zu Tage, wo man sich nicht mehr mit Worten abspeissen lassen will, schwerlich ablegen kann,“ als in einem besondern mineralischen Gehalt.

Von dem Lauchstädter Duell insbesondre räumt er ehrlieh ein, daß er zwar ein sogenannter Sauerbrunnen sei, aber „in seiner Stärke einem solchen nicht beykomme, sondern gleichsam als ein Rosent oder Nachbier gegen ein rechtes oder Doppel-Bier müsse angesehen werden.“ Indesß spende er jedenfalls ein der Gesundheit zuträgliches Wasser. „Zum wenigsten haben ihn die Bettler, Lahmen und Krüpel nicht erfunden noch bekandt und also auch nicht verdächtig gemacht, als welche durch ihr Geschrey die Leuthe an Bade-Ortern gleichsam zusammen trommeln, damit sie ihre Betteley und Schelmercy als auf einen Jahrmard dabey treiben können, und durch ihre Verstellungen mit Wegwerfung derer Kricken u. d. g. von einem Wasser des Wesens zu viel machen.“ Dergleichen Unfug komme ja gewöhnlich bald an den Tag. Er habe es selbst erlebt, daß „solche Galgen-Vögel bey neuerfundenen vermeinten Wunder-Bädern hübsche Leute vermocht haben, daß man ihnen ihre Kricken solcher Orten zum Wahrzeichen heilig auffgehänget hat, ja wohl noch hängen, da doch kein Mensch und keine Seele mehr dahin kommen will, und der ganze Jahrmard auff einmahl auffgehoben ist.“

Höchst verständig sind die Rathschläge, die Hencel über die Benutzung des Lauchstädter Wassers und über Trink- und Badercuren überhaupt giebt. Wegen seines notorisch geringen mineralischen Gehaltes war es Mode geworden, bei der Trinkeur das Lauchstädter Wasser sich in großen Massen in den Leib zu filtriren und dann in bestimmten Zwischenräumen, nach Verlauf etwa von je acht Tagen, ein Abführmittel zu nehmen. Hencel will von dem Trinken überhaupt nicht viel wissen, vor allem aber hält er es für bedenklich, „den Leib, der doch nicht ein blosser mechanischer Schlauch ist, nur immer mit purgiren und purgiren zu martern,“ und zieht den äußerlichen Gebrauch des Wassers „wegen mehrer Sicherheit und Nuzung“ vor. Aber auch dabei räth er zur Vorsicht. Auf's entschiedenste verwahrt er sich vor der Annahme, als wolle er sein Büchlein „als ein Recept ausgeben, nach welchem sich nun ein jeder Rath's erholen und ohne weiter zu fragen immer in Gottes Nahmen baden solle; am allerwenigsten seine Pillen, Pulver und Tropfen nur anzurühmen und damit die Patienten nach Lauchstädt hin zu schicken;“ überhaupt wolle er die Kranken „nicht von Hauf aus, nicht aus Schuback-Apotheken, wie insgemein geschiehet, curiret wissen,“ sondern an tüchtige Aerzte gewiesen haben. Freilich gebe es Leute genug, die nie einen Arzt nöthig zu haben vermeinten. „Diese machen sich entweder selbst was aus alten Recepten, teutschen Arzney-Büchern und geheimen Handschriften zusammen, und ruffen es auch gegen andere als grosse Wunder-Werke aus; oder lassen auch was nach ihrem Gutdünckel aus der Apotheken als aus einem Würtz-Krahm zu einer Suppe holen; oder, wenn sie auch einen Einfall zum Docter und gegen ihm etwas mehrers an Vertrauen haben, so sehen sie ihn doch auch nur als

einen Becker in seinen Laden an, bey dem man nur vor seinen Groschen nach seinem Belieben fordern, und Semmel von Brod selbst wohl unterscheiden könne; oder wenn sie auch denselben selbst fragen, so geschieht es entweder nur zufälliger Weise, wenn er etwan wo in einer Wochen=Stube angetroffen wird, oder da sie sich auch einmahl überwunden, denselben zu sich erfodern zu lassen, so geschiehet es nur zum Behelff vor eine Meinung, die sie sich schon tieff in Kopff gesetzt haben.“ Selbstrath in Sachen der Gesundheit und des Lebens, er möge aus eignem Gehirn oder aus Schriften genommen sein, sei immer bedenklich und der Gefahr unterworfen.

Schon bei der Wahl eines Badeortes sei der Rath eines Arztes von nöthen. Man solle es ja nicht machen „wie diejenigen Heyraths=Leute, welche erst nach unter ihnen selbst heimlich getroffenen Versprechen und Verbindung andere um Rath fragen.“ Zwar meinten die Leute, mit einem Bade, als einer unschuldigen Sache, habe es nicht so viel auf sich, deswegen erst einen großmächtigen Rath einzuholen. „Es ist doch kein Gift darinnen, heißt es; es brauchen es ja alle Menschen; Gott würde es ja nicht erschaffen haben; und hilft es nichts, so wird es auch nichts schaden.“ Aber selbst die beste Arznei könne, zur Unzeit angewendet, dem Leibe zum Nachtheil gedeihen, „wo nicht gar den letzten Ehren=Dienst gleich anbringen. Butter auff dem Brode ist gewiß kein Gift, aber schmiere nur den Grind und Kopff damit, und siehe zu, ob das liebe Kind nicht am Leibe aufflauffen wird, als wenn es Gift bekommen hätte.“ Man möge sich aber auch wirklich an sachkundige und erfahrene Aerzte wenden, nicht an solche, „welche ein öffentliches Gewerbe damit treiben, entweder Städte und Märkte durchziehen, oder in ihren Häusern bey vielem Zulauff an Kranken sich einer rechten Instanz anmassen, und wieder alle gerechte Ansprüche als rechtmäßige Aerzte mit aller Gewalt angesehen wissen wollen, deren es an Schmieden, Schäfern, Schindern, Schulmeistern, alten Weibern und allerhand abgesetzten, verlauffenen Gesindel überall und in Menge giebt,“ auch nicht an solche, „welche zwar den Nahmen eines Arztes oder einer Aerztin nicht leiden wollen, weil sie sich nemlich desselben schämen, aber sich doch theils auch aus Gesuch eines Profitgens und Vortheilgens, theils aus einer unzeitigen Barmherzigkeit und Werckheiligkeit der Sache anmassen, aber ganz gewiß ihren Nächsten barmherzig bedienen, und wo nicht thätlich üms Leben bringen, doch in eine unerseßliche Versäumnüß stürzen, und ihre große Frömmigkeit nur auf eine andere und bessere Art erweisen möchten.“

Beim Baden selbst schärft Henckel ein, ja nicht leichtfertig zu verfahren. Wie oft geschehe es, daß man um Zeiterparniß willen mit langem, häufigem und heißem Baden sich übereile. Gewöhnlich setze man sich die Zeit für eine

Badecur viel zu kurz an und wolle lieber „die Hülffe die andere Woche, gleichwie jener Bauer seinen Sohn als Doctter von der Academie, alsbald wieder mit nach Hause nehmen.“ Wer sich nicht entschließen könne, diejenige Zeit abzuwarten, die „die Natur oder ihr Handlanger, der Medicus vorschreiben werden,“ der müsse sich auch gefallen lassen, wenn er nicht allein unverrichteter, sondern auch wohl verschlimmter Sachen wieder nach Hause komme. Wer ins Bad reise, solle ferner alle seine Sorgen, so viel möglich, zu Hause lassen. Er brauche deshalb noch nicht in ein lieberliches, verschwenderisches Leben zu verfallen, solle nicht etwa „nur immer die Beine unter den Lombr-Tisch hängen, oder stets in Gesellschaft seyn, oder nur immer in Gärten und Feldern herum rennen;“ aber bei der Abmattung, ohne welche das Bad nicht abgehen könne, „die Kräfte seines Geistes, die Säfte des Gehirnes und derer Augen mit starcken Nachsinnen, Schreiben, Rechnen, und zumahl in Herzfressenden Angelegenheiten noch darzu verzehren,“ das könne den Grund zu Krankheiten legen, gegen die dann vielleicht weder Baden noch Trinken helfe. Unter den Arzneien, die man mit ins Bad zu nehmen habe, solle man „vor allen Dingen auff eine feine Silber- oder Gold-Tinctur, d. i. auff einen Beutel mit Gelde bedacht seyn. Ein reicher Lauser soll nur zu Hause bleiben, und seine alten Knochen kauen, wie es einem Unmenschen gehöret. Ein Mittel-Mann, der nur höchst nothdürfftig zu leben und gleichwohl das Bad nöthig hat, muß den Vorzug der Gesundheit und des Lebens vor allen zeitlichen Glückseligkeiten erkennen, und also mit anderweitiger Erspahrung, Sammlung, ja auch Verkaufung mehr entbehrlicher Sachen, alle Möglichkeit hervor kehren, sich in Stand zu setzen, daß er ohne Mangel und Geld-Sorge abfahren kann. Dem gar Armen helffe der liebe Gott; die Samariter sind ziemlich abgestorben. Denn es will hier nicht allein zur Nothdurfft was mehrers auffgewendet, sondern auch was zur Ergölichkeit seyn. Und was hülffe es dem Menschen, wenn er das Bad mit der ganzen Apothecke einnähme, und litte doch dermassen Gebrauch, daß er sich weder was gesundes und stärckendes an Speiß und Tranck vor sein Maul kommen noch die Stube warm machen liesse oder nicht könnte?“

Für die beste Zeit zu einer Badecur hält Henckel aus vielen Gründen das Frühjahr. Erstens sei der Frühling diejenige Zeit, „wo kurz vorher solche Krankheiten aus dem größten überstanden sind, denen man mit einem dienlichen Bade, als mit einem feinen Besen zu besserer Auffräumung hinten nach kehren kann. Wer den Merz überlebet, welcher insgemein kränckliche Leiber auffreibet, der kan sich den Guckuck noch einmahl zu hören Hoffnung machen; und wer diesen Lebens-Vogel wieder hören will, der muß im Jahre nicht zu späte kommen, sondern früh auffstehen.“ Und nachdem der treffliche Arzt dann die Schönheit des Venzes in allen Tonarten gepriesen und fast zum Dichter dabei geworden

ist, fügt er als letzten und „ganz ausnehmenden Vorzug“ des Frühlings auch noch den hinzu, „daß man da noch einen guten Trund haben kan. Was aber an einem tüchtigen Getränke bey Bädern, ja bey unsern Leben insgemein liege, das ist nicht auszusprechen, so gar, daß ich vielen, wo nicht lediglich, doch vornemlich durch eine reine, abgehöfft, klare, angenehme, wärmende Gersten-Tinctur geholffen zu seyn glaube.“ Sa, als zwei der wichtigsten Medicamente überhaupt betrachtet der wackre Bergpophysicus — man vergesse nicht, daß das alles 1726 geschrieben ist! — frische Luft und gutes Bier. „Diejenigen, sagt er, welche sich vor der Luft an sich selbst fürchten, und sich in ihren Stuben hinter dem Ofen und die Vorhänge verkriechen, die thun sich schlechte Güte, sondern richten ihre Leiber zu Krankheiten, die sie noch nicht an sich haben, sein selbst zu.“ Vom Biere aber schreibt er: „Am Getränke, an einem guten Bier! ist doch bey Bädern nur gar zu viel gelegen! Mehr als an Gold-Essenzen, Herz-Pulvern und solchen Sieben-Sachen! O wenn doch die Einwohner und Obrigkeiten solcher Orten darauff dächten, wie die Bade-Gäste nur allezeit hierinnen zu versehen wären! Es ist nicht auszusprechen, was vor unsere Gesundheit hiervan liege, und ich werde es in einem vorseyenden Tractat vom Biere allen denenjenigen, die dabey was zu thun und zu sagen haben, zu Gemütthe führen, daß Brau-Häuser und Bier-Keller die vornehmsten Apotheken, ja solche Werkstätten seyn, wo man sich so wohl den Himmel als die Hölle verdienen könne.“ Wie glücklich sei also Lauchstädt unter anderm auch darin, daß es „das ganz unvergleichliche Merseburger Bier“ so nahe zur Hand habe, welches „ohne allen Streit eins derer besten in ganz Teutschland“ sei, „wohlschmeckend, hell und klar, von einer angenehmen Bitterkeit, kurz von allen denenjenigen Eigenschaften, als ein solches seyn kan, wo es weder die Natur an Maltz, Hopffen, Wasser und Luft, noch die Kunst und Fleiß an Brau-Art und Bierwartung fehlen läffet.“

In demselben Jahre, wo Dr. Henckels Schrift erschien, zeigt die Badeliste Lauchstädt's zwar nur 79 Nummern, unter denen aber wieder mehrere nicht einzelne Personen, sondern ganze, bisweilen sehr zahlreiche Parteien bezeichneten; so Nr. 48: „Thro hochfürstl. Durchlaucht Herr Herzog Heinrich von Sachsen-Spremberg, nebst Frau Gemahlin hochfürstl. Durchl., und 52 Officianten.“ Zur Aufnahme fürstlicher Gäste war inzwischen das Schloßchen hergerichtet worden, und es wurde z. B. 1734 von dem Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig und dessen Gemahlin nebst Gefolge bewohnt, während zwei Prinzen und eine Prinzessin von Sondershausen sich nothdürftig in der Stadt einquartieren mußten. Im Mai 1737 nahm die Landesherrschaft in Lauchstädt ihre Residenz, Herzog Heinrich, die Herzogin und die Prinzessin Tochter, alle mit großem Gefolge und zahlreicher Dienerschaft. Herzog Heinrich hielt sich aber auch außer der Zeit

öfter in Sauchstädt auf, um von der Ausführung der von ihm getroffenen Anordnungen sich zu überzeugen, seit er im Februar 1735 den Brunnengarten von den Erben des Amtsrichters Edeling, in deren Händen er sich noch immer befand, für 1300 Thaler angekauft hatte. Die Klage Henckels übrigens, daß „die Samariter abgestorben“ seien, traf für Sauchstädt nicht zu, denn bereits 1725 war am Brunnenhause ein „Armenstoc“ aufgestellt worden, in welchen die Badegäste zur Errichtung einer Armen-Badecasse zu steuern angehalten wurden, die bald reiche Früchte trug.

Als nach dem Tode Herzogs Heinrich, 1738, das Gebiet des Hochstifts Merseburg, wenn auch zunächst mit besondrer Verwaltung, an Kurachsen gefallen war, nahm der Besuch des Bades erst recht zu, und immer zahlreicher stellten sich jetzt auch solche Gäste ein, die nicht sowohl Genesung, als Zerstreuung und geselliges Vergnügen hier suchten. In den Badelisten aus den vierziger und fünfziger Jahren begegnen die Namen der berühmtesten Adelsfamilien Sachsens, höhere Staatsbeamte und Militärs in sächsischen und preussischen Diensten, Gelehrte und Kaufleute, besonders aus Leipzig, Halle und Magdeburg. Im „Schlosse“ wohnten nach einander mit ihrem Gefolge die Herzöge von Sachsen-Barby und von Sachsen-Saalfeld, die verwitwete Fürstin von Ostfriesland, die Prinzessin Charlotte Sophie von Brandenburg, die Herzogin von Sachsen-Eisenach, der Prinz Johann Adolf von Gotha, der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, der Fürst Jablonowsky, die Herzogin von Kurland, der Fürst von Anhalt-Deffau, und, wenn der Raum es gestattete, auch sonstige Standespersonen mit ihren Familien. In der Badeliste von 1758 stehen unter Nr. 16 sieben preussische Oberoffiziere, unter Nr. 17 vierundachtzig preussische Unteroffiziere und Gemeine, unter Nr. 55 wiederum vierzig Mann, sämmtlich Blessirte aus dem siebenjährigen Kriege, die in Sauchstädt Genesung suchten.

Bei solchem Zustuß hatte man es längst aufgegeben, „notable Curen“, wie man sie anfangs zur Reclame brauchte, gerichtlich zu protocolliren, zumal da des Herzog Moritz Durchl. Frau Gemahlin schon vor Jahren gesagt hatte: Ce sont des charlataneries des médeecins, und möchte man also nichts mehr davon aufschreiben. Wohl aber mußte man mit der Zeit auf Maßregeln denken, um für die wachsende Zahl der Fremden ausreichende Wohnungen und Lebensmittel zu beschaffen. Die Einwohner des Städtchens wurden zu Baunternehmungen ermuntert, und von den vorhandenen Wohnungen wurde wiederholt, um Uebertreibungen der Fremden vorzubeugen, eine amtliche Tage aufgenommen. Die Preise jener Zeit sind nicht uninteressant. 1746 wurden die Wohnungen, je nach ihrer Güte, mit 2 Thalern, 1 Thaler 12 Groschen, 1 Thaler, endlich mit 18 oder 16 Groschen wöchentlich bezahlt; die letztern waren für einzelne Per-

sonen ausreichend. Einmal zu baden kostete 4 Groschen, „nemlich 2 Gr. fürs Wasser holen, und 2 Gr. fürs heiß machen desselben, weil die Feurung allda theuer ist.“ Da der Rathskeller-Pächter, der einzige Bäcker und der einzige Fleischer im Orte sich hartnäckig und von ihrem Standpunkte aus mit gutem Recht gegen jede Concurrenz sträubten, wurde 1747 wenigstens durch kurfürstlichen Specialbefehl allen denen, die das Bürgerrecht hatten, die Gastirung und Speisung von Badegästen in und außer dem Hause während der Bademonate, „von medio Maji bis medio Septembris“ gestattet, den Bewohnern der bis zu einer halben Meile von Lauchstädt im Umkreise gelegnen Dorfschaften aufgegeben, ihr Geflügel, ihre Fische und grünen Waaren nach Lauchstädt zu Markte zu bringen, dem Fleischer eingeschärft, „das benöthigte Vieh in tüchtigen guten Stücken nach Proportion der Anzahl derer Bade- und Brunnengäste ein-, zwei- und dreimal in jeder Woche zu schlachten,“ dem Rathskeller-Pächter aber auferlegt, die Badegäste „mit tüchtigen, gesunden und der gebrauchenden Cur convenablen Speisen zu versorgen, nicht minder allezeit gutes unverfälschtes Merseburger Bier in Rufen, Vierteln oder Tommen, ingleichen die in seinem Pachtbriefe vorgeschriebenen Sorten Wein einzulegen und daran keinen Mangel vorkommen zu lassen.“ Trozdem erneuerten sich die Klagen über Mangel an anständigen Quartieren und guter Verpflegung fortwährend, und als 1764 der Amtmann Riedner bei der kurfürstlichen Regierung eine ausführliche Denkschrift überreichte, worin er darlegte, „was bei dem Bade annoch zu desideriren und worüber hauptsächlich zeithero Beschwerde geführt worden,“ erließ Prinz Xaver, der damalige Administrator von Kursachsen, eine Verordnung, daß die aus ehemaligen Zeitumständen herrührenden privilegia und jura prohibendi nicht bloß in Bezug auf den Bäcker und Fleischer, sondern auch auf andre Handwerker, wenn etwa einer derselben ein monopolium hergebracht haben sollte, aufgehoben und die Einbringung der betreffenden Waaren für die Dauer der Badezeit aus dem stiftischen und erbländischen Theile hiesiger Lande gestattet sein, auch der Schank inländischen und fremden Weines und Bieres und die Treibung der bürgerlichen Nahrung jedermann, der das Bürgerrecht erlangt habe, freistehen solle. Dem Rathe wurde aufgegeben, Baulustigen entbehrliche Communplätze gegen Erlaß oder Ermäßigung des üblichen Erbzinnes anzuweisen, und dem Erbauer des besten Hauses zur Aufnahme von Badegästen wurde eine „Bau-Ergözlichkeit“ von 200 Thalern zugesichert, die denn auch wiederholt ausgezahlt wurde.

Diese Verordnungen blieben nicht ohne Erfolg, und von Jahr zu Jahr übte das Bad eine größere Anziehungskraft. Im Jahre 1774 kam der Fürst von Anhalt-Cöthen mit seiner Gemahlin zur Cur, und im Jahre darauf nahm — ein entscheidendes Ereigniß in der Geschichte des Bades — zugleich mit andern

fürstlichen Herrschaften der kurfürstliche Hof von Dresden in Lauchstädt seine Residenz. Das junge kurfürstliche Paar kam mit großem Gefolge. Der Oberhofmeister Graf Mosezynski, der Oberstallmeister Graf von Lindenau, der Oberkammerherr Graf Marcolini, drei Kammerherren, ein Generaladjutant, zwei Weichtäter, ein Hofcaplan, ein Leibmedicus, ein Hofschirurg, eine Oberhofmeisterin, zwei Kammerfräulein und zahlreiche andre Dienerschaft waren in der Begleitung des Hofes, eine Infanterie- und Cavallerieabtheilung war für den Wachtdienst commandirt. Von dieser Anwesenheit des kurfürstlich sächsischen Hofes, die sich 1776, 1777 und 1780 wiederholte, datirt für Lauchstädt die Periode des großartigsten Aufschwunges und seine eigentliche Glanzzeit, die etwa ein Vierteljahrhundert, bis in den Anfang unsres Jahrhunderts herein, gewährt hat.

Es ist begreiflich, daß die vorhandnen Baulichkeiten des Bades den Ansprüchen des verwöhnten Dresdner Hofes nicht genügten. Mit fürstlicher Muncificenz übernahm daher Friedrich August eine neue und zeitgemäße Ausstattung des Bades auf seine Schatulle. Der stiftische Baumeister Chryselius wurde mit dem Entwurf und der Ausführung neuer Bauten beauftragt, dem Grafen Marcolini die oberste Leitung der Angelegenheit übergeben, und so erhielt denn das Bad in den nächsten Jahren diejenige architektonische Physiognomie, die es im wesentlichen noch bis heute bewahrt hat. Zunächst wurde 1776 das Häuschen vor dem Brunnen abgetragen und statt dessen links von der Quelle, welche 1777 die noch jetzt vorhandne steinerne Fassung erhielt, der massive Pavillon gebaut, in dessen Reservoirs das zu den Hausbädern zu benutzende Wasser aus der Quelle geleitet wurde. Rechts von der Quelle wurde ein zweiter Pavillon mit einer Douchebadeinrichtung aufgeführt, der ältere hinter der Quelle liegende noch von Herzog Heinrich erbaute Pavillon aber abgebrochen und an das Ende der Promenade versetzt. Ebenso wurde das alte, von Herzog Moriz Wilhelm errichtete, haufällig gewordne Assembléehaus abgetragen und an seine Stelle ein neuer Cur-saal erbaut, der gleichzeitig mit dem neu errichteten Küchengebäude 1780 in Gegenwart des kurfürstlichen Hofes eingeweiht wurde. Teich, Garten, Promenade wurden in den nächsten Jahren planvoll umgestaltet und abgerundet, 1785 endlich auf die Mauer, mit der man den Bach eingefast hatte, eine Reihe von Kramläden mit einem davor hinlaufenden schmalen Laubengang erbaut.

Natürlich mußte diese Verschönerung des Bades auch auf die Preisverhältnisse einen gewissen Einfluß üben. Zwar bewegten sich die wöchentlichen Preise für Wohnungen, wie bei Dr. Koch zu lesen ist, noch 1790 zwischen 2 Thaler 8 Groschen und 16 Groschen, waren also scheinbar seit 1746 fast um nichts gestiegen. Dafür wurden aber die Betten jetzt besonders in Rechnung gebracht, und zwar „ein einschläfrig Herren-Bette“ mit 8 Groschen, „ein zweischläfriges dergl.“

mit 12 Groschen, „ein einschläfriges Domestiquen-Bette“ mit 4, ein zweischläfriges mit 6 Groschen. Stallung, Wagenschuppen, Benutzung der Küche und des Kellers, alles mußte besonders bezahlt werden. An der Table d'hôte im Curjaale, bei dem neu eingesezten Wirth der kurfürstlichen Küche, wo gewöhnlich fünf Schüsseln gegeben wurden, bezahlte man täglich 10 Groschen, bei den Speisewirthen in der Stadt je nach der Zahl der Schüsseln 8, 10 bis 16 Groschen. Aber auch die Stelle des Badearztes wurde unter diesen Umständen von Jahr zu Jahr einträglicher, und so kann es nicht Wunder nehmen, daß, als 1785 der Badearzt Dr. Frenzel gestorben war, seine Amtsnachfolge der Gegenstand einer eifrigen Concurrenz unter Aerzten sogar aus der Ferne wurde. Interessant ist es, daß damals, freilich ohne Erfolg, auch Samuel Hahnemann, der nachmalige Begründer der Homöopathie, unter den Bewerbern auftrat, mit der nachfolgenden Eingabe, die für das stolze Selbstgefühl des Mannes charakteristisch ist:

„Der Herausgeber von Falconers Versuch über die mineralischen Wässer und der beigefügten Bücher Verfasser und Herausgeber, ist so frei, sich ohne weitere Empfehlungen als Nachfolger des sel. Lic. Frenzels als Brunnenarzt in Sauchstädt vorzuschlagen, mit vorzüglichem Respecte Ew. Hochwürden, Hochwohlgeboren, Wohlgeboren, gehorsamster Diener

Gommern, den 18. Februar 1785.

Dr. Samuel Hahnemann,
Physicus des Kreises Gommern mit Elbenau.“

Hätte Hahnemann die Stelle bekommen, wer weiß, was aus der Homöopathie geworden wäre.

(Schluß folgt.)



Serpa Pintos Wanderung durch Afrika.



emper aliquid novi ex Africa ist die Losung auf dem Gebiete der geographischen Reisen und Forschungen, besonders seitdem H. Barth in den Jahren 1850—55 seine epochemachende Reise nach Bagirmi und Timbaktu ausführte. Der „schwarze“ Continent, welcher nach den lange Zeit unbedeckt gebliebenen Stellen auf der Karte eher der „weiße“ genannt werden könnte, verschloß, obgleich zuerst von allen außer-europäischen Erdtheilen in Bezug auf den Verlauf seiner Küstenlinie erforscht, sein Inneres wie eine rings wohl verschanzte riesige Burg ebenso der uneigennütigen Untersuchung der Wissenschaft wie dem selbstsüchtigen Streben des Handels. Seit jenem Zeitpunkte aber wurde er von Vertretern beider großen Culturvölkern: Engländern, Deutschen und Amerikanern, Franzosen, Italienern und